

An einem stillen Abend

1

Er lag auf seiner Pritsche und stellte sich vor, was morgen geschehen würde: Wie er den Eimer nach dem Polizisten werfen und aus Leibeskräften über das von der Dürre versengte Feld zu dem rettenden blaßgrünen Streifen Mais rennen würde, der vier- oder fünfhundert Meter vom Brunnen entfernt lag. Und als dieses Bild deutlich in seiner Vorstellung heraufstieg, spannten sich seine Muskeln, und der Atem erstarb in der Brust, als liefe er schon unter den Schüssen und spürte den Tod hinter sich.

Vielleicht schon zum zehntenmal hatte er sich dies Bild vergegenwärtigt. Er lag in seiner engen Zelle und starrte an die Decke, wo das Licht der mit Spinnennetzen umwobenen elektrischen Birne ein zartes Spitzenmuster zeichnete. Er hatte sich eingeredet, er werde alles um so leichter überstehen und um so mehr Kraft zur Durchführung seines Planes finden, je lebhafter er sich alles vorstellte. Das Wichtigste blieb die Zeit – eine genaue Berechnung der Sekunden und der Schnelligkeit seiner Beine.

Er glaubte, daß ihm die Flucht gelingen werde, und lauschte in sich hinein, um zu prüfen, ob ihn seine Überzeugung nicht trog. Er mußte diese Überzeugung unbedingt bewahren, und er stellte sich kein einziges Mal vor, er könnte getötet werden, als läge dies außerhalb des Wahrscheinlichen. Er schloß auch die Möglichkeit aus, verwundet oder – was das Schlimmste wäre – gefaßt zu werden, weil man in diesem Falle seine Identität fest-